

the identikit white macho working-class model of traditional police culture» (Reiner 1992: 772).

Methode und Feldforschungssituation

It was then I realized the true genius of the embedding scheme: *it had turned me into a Marine.* I was thinking like a fighter, not

a reporter. And yet I wasn't a fighter.

I was an idiot in a blue flak jacket.

The Marines didn't even want me there.

Being an embed, it seemed,
was the loneliest job on earth.

(Chris Ayres: War Reporting for Cowards, S. 242)

Diese Studie beruht, neben der theoretischen Bearbeitung des Themas, in erster Linie auf qualitativer empirischer Forschung (vgl. Flick et al. 2003; Cockcroft 2005).⁶ Meine Feldforschung setzt sich aus einem Methodenmix zusammen: Teilnehmende Beobachtung und deren Niederschrift im Feldtagebuch sowie themenzentrierte narrative Interviews. Qualitative themenzentrierte Interviews sind so genannte halboffene, halbstrukturierte Interviews, die zwar einen thematischen Rahmen vorgeben, dem Befragten jedoch die Möglichkeit geben, weitere Themenfelder zu eröffnen und damit Anstöße für Hypothesen zu geben. Die Organisationsforschung nutzt narrative Interviews dann, wenn das Erkenntnisinteresse über Routinen und regelmäßige Abläufe hinausgeht und vielmehr persönliche Wahrnehmung und subjektive Erfahrungen erfragt werden sollen. Das narrative Interview hakt auf diese Weise nicht nur bereits zuvor festgelegte Themenbereiche ab, wie es im strukturierten Interview oder Fragebogen der Fall wäre, sondern bietet die Möglichkeit zur Erzählung und zur Eröffnung neuer Themen.

Narrative Interviews müssen jedoch insbesondere in solchen Organisationen um eine Teilnehmende Beobachtung ergänzt werden, die stark hierarchisch organisiert und nach außen geschlossen sind, wie es bei Polizei und Grenzschutz der Fall ist. Das narrative Interview verlangt eine offene und möglichst wenig asymmetrische Gesprächsatmosphäre. Eine Möglichkeit, das hierfür unabdingbare Vertrauensverhältnis herzustellen, ist das gegenseitige Kennenlernen in der Teilnehmenden Beobachtung. In erster Linie dient die Teilnehmende Beobachtung jedoch dazu, bislang unbekannte, jedoch relevante Einflussfaktoren zu entdecken. Durch dieses of-

6 Vgl. dazu Oscar Lewis: »Whether one emphasizes quantitative or qualitative analysis is to some extent related to individual differences in temperament and background« (1954: 454).

fene Verfahren wird eine Komplexität erreicht, die mit rein quantitativen Methoden nicht erfasst werden kann. Eine ethnographische Feldforschung muss zudem stets für »Serendipität«, für unerwartete und unbeabsichtigte Entdeckungen offen sein.⁷

Weiterhin ist zu beachten, dass die Anwesenheit eines Wissenschaftlers im Feld stets zu einem gewissen Grad teilnehmend ist, da der Forscher durch seine Anwesenheit ein Teil des Feldes wird. Weiterhin hat jede Teilnahme wechselseitige Effekte, indem die Anwesenheit des Wissenschaftlers nicht nur Auswirkungen auf das untersuchte Feld hat, sondern das Feld auch die Forschungspraxis des Wissenschaftlers bestimmt. Derartige wechselseitige Effekte sind nicht einfach nur Störfaktoren, sondern können als zentrales Mittel der Erkenntnis genutzt werden (Lindner 1981).

An jeder Station meiner Feldforschung wurde ich zunächst mit vorsichtigem Misstrauen empfangen. Dies beruhte durchaus auf Gegenseitigkeit, denn schließlich betrat ich einen Raum, den ich zuvor nur von außen, als »Kunde« des Grenzschutzes wahrgenommen hatte. Zudem stellte meine Anwesenheit selbstredend eine Unterbrechung der gewohnten Arbeitsroutine der Grenzschützer dar, und selbst wenn ich als willkommene Abwechslung vom Alltagstrott wahrgenommen wurde, so ließ es sich insbesondere in der kleinen Kontrollbox nicht vermeiden, dass ich zunächst unweigerlich permanent im Weg stand oder saß und der Raum neu organisiert werden musste.

Schließlich steht eine Feldforschung in einer hierarchisch organisierten Institution prinzipiell vor dem Dilemma, dass diejenigen, die untersucht werden sollen, nicht die Gleichen sind, die die Erlaubnis zur Untersuchung erteilen, und die dazu auch nicht befugt wären. Es wäre vollkommen undenkbar gewesen, sich ohne Wissen der Vorgesetzten einfach acht Stunden lang zu freundlich gesinnten Grenzschützern in die Kontrollbox zu setzen. Die Durchführung einer solchen Feldforschung erfordert quasi automatisch die unfreiwillige Teilnahme durch die nachgeordneten Glieder der Organisation; die Grenzschützer konnten sich nicht aussuchen, ob sie mich dabeihaben wollten oder nicht (vgl. Behr 2000: 45). Wie jedoch die einzelnen Grenzschützer mit der Tatsache umgingen, dass ihnen eine neugierige Außenseiterin in die Box, ins Auto oder in den Zug gesetzt wurde, blieb allein ihnen überlassen. Sie hatten zwar keinen Einfluss auf die Tatsache meiner Anwesenheit, ob und wie viel sie von sich preisgeben würden, ob sie mich unterstützen würden, konnte ihnen niemand vorschreiben.

⁷ Der Begriff »Serendipity« wurde 1754 durch Horace Walpole mit Bezug auf das persische Märchen »The Three Princes of Serendip« geprägt und bezeichnet Entdeckungen durch Zufälle und Scharfsichtigkeit, nach denen gar nicht gesucht wurde. Serendipität im Bereich der Wissenschaft kann nicht willkürlich herbeigeführt werden, sie ist jedoch sinnvoll als Methode im Sinne eines Wegbegleiters (Met-Hodos) (vgl. König 1986; Cannon 1948; Merton/Barber 2004).

Trotz offizieller Erlaubnis der Vorgesetzten lag damit Wohl und Wehe der Forschung in der Hand der Kooperationsbereitschaft der Grenzschützer.

Eine häufige erste Reaktion auf mein Erscheinen war der »Test«, die barsche, jedoch augenzwinkernde Ansprache, mit dem Ziel, mich und meine Belastbarkeit auf die Probe zu stellen. Die Reaktionen auf meine Anwesenheit umfassten so auch fast das gesamte Spektrum von Interaktionsformen, die einer solchen Konstellation angemessen erscheinen, und reichten von Herzlichkeit über Freundlichkeit bis hin zu Unverbindlichkeit und, in nur sehr wenigen Fällen, Verweigerung. Zu Beginn tauchte oft die Frage nach dem Sinn und Zweck meiner Forschung auf, eine Frage, die bereits viel über die Grenzschützer verriet. Eine häufige Reaktion auf meine Erläuterungen war: »Endlich sagt denen mal jemand, wie es hier ist. Auf uns hört ja keiner, aber wenn Du von außen kommst, dann ändert sich hier vielleicht mal was«. Diese Beobachtung macht auch Behr: »Der For-scher wird nun zum Delegierten der Gruppe, seine Anwesenheit wird als Chance genutzt, das Wissen und das Selbstbild der Polizisten nach außen zu tragen« (2000: 46). »Außen« meinte in meinem Fall weniger die nicht-grenzpolizeiliche Öffentlichkeit als die grenzpolizeiliche und politische Führungsebene.

Als aufschlussreich empfand ich meine Wahrnehmung durch andere Grenzschützer, die von außen zum Übergang kamen und nichts von meiner Mission wussten. Ohne Erklärung meinerseits oder von Seiten der mir bekannten Grenzschützer scheiterten meist die Versuche, mich in eine bekannte Kategorie einzuordnen, und so wurde ich meist ignoriert und gleichzeitig misstrauisch von der Seite betrachtet. Illustrierend mag ein Erlebnis stellvertretend für andere stehen, als ich mit deutschen Grenzschützern der Grünen Grenze an der Stadtbrücke auf polnische Grenzschützer wartete, die uns für die Gemeinsame Streife auf polnischer Seite abholen sollten. Etwa eine halbe Stunde lang warteten wir vor dem Dienstzimmer des Gruppenleiters an der Stadtbrücke, wo ständig Beamte vorbeigehen, die der Dienstgruppe angehören oder zur Kontaktstellen wollen. Meine Begleiter wurden freundlich mit Handschlag begrüßt, kleine Schwätzchen wurden gehalten, meine Anwesenheit irritierte die Vorübergehenden jedoch nachhaltig. Stets war ein kurzes Zögern zu vermerken. Die Hand geben oder nicht die Hand geben? Gast, zivile Beamte oder verhaftet? Ist es unhöflich, diese möglicherweise wichtige Person nicht zu grüßen, oder macht man sich vor den Kollegen lächerlich, wenn man aus Versehen dieser Verbrecherin die Hand schüttelt? Die meisten entschieden sich im besten Fall für ein kurzes Kopfnicken, dem ein hilfesuchender Blick zu den Kollegen folgte. Diese schienen jedoch Spaß an der Situation zu finden und verzichteten grinsend darauf, aufklärend einzugreifen.

Auch Reisende ordneten mich stets den für sie wohl naheliegendsten Kategorien zu. Während der Feldforschung am Bahnhof, in erster Linie während der Kontrolle in den Zügen, bildeten sich die mitreisenden Fahr-

gäste sofort eine Meinung über mich in Begleitung uniformierter Beamter: Schwarzfahrer! Oder auch: »Guck mal, da ist eine verhaftet worden!« Am phantasiereichsten war ein junger Russlanddeutscher, der mich im Zug während der Kontrolle lange und prüfend ansah, um schließlich ernsthaft und leicht bedrohlich mit starkem Akzent zu fragen: »Entschuldigen Sie – sind Sie Psychologin?«

Auf der anderen Seite konnte es durchaus passieren, dass ich in der Grenzkontrolle von Reisenden als zivile Beamtin wahrgenommen wurde. Allein die Tatsache, dass ich neben den Beamten in der Kontrollbox stand, schien mir genügend Autorität zu verleihen und in den Augen der Grenzgänger auszureichen, mir den Reisepass oder Personalausweis unter die Nase zu halten. In der Tat ertappte ich mich am Ende einer langen Schicht an der Stadtbrücke dabei, wie ich einem deutschen Passanten, der mir seinen Ausweis entgegenstreckte, geistesabwesend mit der typischen Winkbewegung aus dem Handgelenk bedeutete, er könne die Grenze passieren.

Was ich aus dieser Episode lernte, war nicht unbedingt, dass ich mich unweigerlich der Gefahr des *going native* näherte, sondern ich begann zu verstehen, wie sich die Arbeitswelt der Grenzschatzer aus ihrer Perspektive darstellt. Weit davon entfernt, die Lebens- und Arbeitswirklichkeit in ihrer Gänze zu erfassen, konnte ich mir zumindest langsam ein Bild von der Situation der täglichen Arbeitsroutine und deren Einfluss auf das Handeln der Akteure formen. Dieser Übergang vom Alltagswissen zum Verstehen ermöglichte mir einen weitaus besseren Zugang zum Verständnis dieser besonderen Form von Arbeit, und damit auch der Implikationen dieser Tatsache für die deutsch-polnische Kooperation, als es allein mit der Durchführung von Interviews und Befragungen je möglich gewesen wäre. Auch Girtler (1980: 15) schließt aus der Tatsache, von Außenstehenden während seiner Feldforschung bei der Wiener Polizei selbst als Polizist wahrgenommen worden zu sein, darauf, »echt« an der Lebenssituation von Polizisten teilgenommen zu haben und sich damit den Zugang zu bestimmten Daten erschlossen zu haben. Wiederum sind hier mit »Daten« nicht allein die Prozeduren und Handlungsanweisungen, das Erlernen der Dienstgrade und der sonstigen harten Fakten gemeint. Stattdessen konnte ich hier jene Eigenschaften des Berufes »Grenzschatzer« kennenlernen, die weiter unten in den Charakteristika der *Cop Culture* ihren Ausdruck finden und eben diese bedingen.

So lernte ich schnell, dass der Beruf des Grenzschatzers in erster Linie von der immerwährenden Wiederholung eingetübter Routinen geprägt ist. Derartige Beobachtungen haben auch andere Autoren gemacht: »People who haven't ridden in patrol cars for a full shift cannot appreciate how tedious policing can be even in the world's most crime-ridden cities« (Skolnick/Fyfe 2005: 576). Die nicht enden wollende Schlange von Fahrzeugen oder Fußgängern, der immergleiche, Person und Personalien abgleichende,

Blick auf das Reisedokument, gefolgt von der immergleichen Winkbewegung, all dies trägt zur Eintönigkeit der Tätigkeit bei.

Auf der anderen Seite besteht die Aufgabe des Grenzschützers nicht allein im Durchwinken der Reisenden, sondern erfordert, sozusagen als Antipode des einschläfernden Elements, eine gleichzeitige erhöhte Aufmerksamkeit gegenüber Unregelmäßigkeiten, die Fähigkeit, in jedem Einzelfall zu entscheiden, ob der Reisende, der nur für einen kurzen Augenblick vor der Kontrollbox quasi aus dem Nichts erscheint, der ungehinderten Weiterfahrt für würdig befunden wird, oder ob eine genauere Überprüfung seiner Papiere oder seines Fahrzeugs für nötig gehalten wird. Entscheidend ist der Moment der Kontrolle, und wie sie auch immer ausgeht, sobald der Reisende seine Reise fortsetzen darf, ist er im wahrsten Sinne des Wortes aus dem Blickfeld verschwunden, denn der Nächste wartet schon ungeduldig. So meint auch ein polnischer Grenzschützer: »Jeder Tag ist anders. Es gibt keine zwei gleichen Arbeitstage. Das Leben bringt halt immer etwas Neues. Nie kommt die gleiche Person auf die gleiche Art über die Grenze.«

Die Gleichzeitigkeit von eintöniger Routine und der Fokussierung auf auffällige Merkmale bestimmt so zum einen die Arbeit des Grenzschützers und ließ mir zum anderen nach kürzester Zeit klar werden, warum die meisten Grenzschützer auf die Reisenden einen unbeteiligten und oft auch unfreundlichen Eindruck machen und zudem wenig Sinn für die, zumal stets wiederkehrenden, spaßigen Bemerkungen mancher Grenzgänger zeigen. Der Blick ist fokussiert auf verdächtige Einzelfälle, und alles, was nicht unter diese Kategorie fällt, verschwindet in der Masse der Grenzgänger, wird ausgeblendet und demnach nicht mit weiterer Beachtung bedacht. Diejenigen Fälle, bei denen ein Verdacht entsteht, sind dagegen von Interesse.

»Verdacht« ist ein generelles Merkmal der *Cop Culture*, und es überrascht nicht, dass es sich ebenfalls beim Grenzschutz finden lässt. In der Literatur wird die polizeiliche Verdachtsbildung stets als Hilfsmittel für die berufliche Tätigkeit gewertet, im Zusammenhang mit der aus einem Verdacht potentiell erwachsenen Handlung (»Action«) zeigte sich jedoch im Verlauf der Feldforschung, dass beides eine herausragende Rolle für die Motivation der Grenzschützer spielt. Dabei gilt auch hier das Dilemma, das Bayley für Polizisten im Streifendienst feststellt, »that they must prepare for war even though they are rarely called upon to fight. To relax invites risk; to be constantly on guard invites over-reaction« (2005: 144). Inwieweit hier ein Mittelweg gefunden wird, hängt auch beim Grenzschutz von der persönlichen Motivation, der Art der Tätigkeit sowie nicht zuletzt der Tagesform ab.

Ich werde im Verlauf dieser Studie noch detaillierter darauf eingehen, welche Rolle die eigenverantwortliche Wahrnehmung der eigenen Tätigkeit für das Selbstbewusstsein, den Sinn des eigenen Tuns, und damit die

Motivation, spielt. Zunächst sei lediglich erwähnt, wie sich die Situation für mich darstellte. Die Eintönigkeit der Routinetätigkeiten kann jäh durch eine Verdachtsbildung unterbrochen werden. Auch wenn es sich eigentlich von selbst versteht, muss dabei betont werden, dass

[...] police work involves no continuances and no appointments, but that its temporal structure is throughout of the *as soon as I can get to it* norm, and that its scheduling derives from the natural fall of events, and not from any externally imposed order, as is the case for almost all other kinds of occupations (Bittner 2005: 163).

Grenzschützer können sich nicht aussuchen, wann das gestohlene Auto den Übergang passiert, und sie können keinen Termin mit der Ukrainerin machen, an dem sie ihren gefälschten litauischen Reisepass untersuchen werden. Stattdessen muss von Fall zu Fall entschieden werden: Ein verdächtiges Auto (»fahren sie mal rechts ran«), ein womöglich gefälschter Reisepass, ein abgelaufenes Schengenvisum, Zigaretten schmuggel. Obwohl auch das Vorgehen in diesen Fällen strikt vorgegeben ist, ist hier das Können des Grenzschützers gefragt. Ist der Pass wirklich falsch oder nur zerschlissen? Wurde das Photo ausgetauscht oder hat sich die Person äußerlich einfach nur verändert? Spricht der vermeintliche Litauer nicht mit verdächtig starkem ukrainischem Akzent?

Auch für mich hatten diese plötzlichen Ausbrüche aus der Welt der Routine etwas Aufregendes: Etwas passiert! Für die Grenzschützer hieß das: Es hat einen Sinn, dass hier jemand sitzt und die Reisenden kontrolliert! Ich habe einen Sinn! Wie sehr der normale Fluss der Arbeit eine solche Denkweise fördern kann, bemerkte ich insbesondere während einer Nachschicht an der Stadtbrücke. Dort wird des Nachts die Wärmebildkamera in Betrieb genommen, die dem Betrachter auf einem kleinen Schwarz-Weiß-Bildschirm das Geschehen entlang des polnischen Ufers entlang der Oder zeigt. Ein deutscher und ein polnischer Grenzschützer sitzen in einem kleinen Raum und starren unentwegt auf die flimmernden Punkte, in der Hoffnung, wenn schon keine illegalen Grenzübertritte, so doch zumindest eng verschlungene Liebespaare zu entdecken. Diese Konstellation bedingt es, dass auch ich mir bereits nach zehn Minuten wünschte, es möge doch bitte jemand unerlaubt seinen Fuß in die Oder setzen und auf diese Weise die gesamte Grenzschutzmaschinerie in Gang setzen, damit endlich, endlich: etwas passiert. Mit diesen Ausführungen sollen keineswegs eventuelle rassistische und ungerechtfertigte Vorgehensweisen der Grenzschützer relativiert werden. Vielmehr sollen sie vor dem Hintergrund verstanden werden, dass jeder Beruf denjenigen prägt, der ihn ausübt.